Ein halbes Jahr Königin.

Von Wolfgang Brachvogel.

La Granja, das wunderbare Königsschloß bei San Ildefonso, liegt am nördlichen Abhange des Guadaramagebirges, etwa eine kleine Meile von Segobia entfernt. In den unteren Zimmern befindet sich eine Antikensammlung, die einst Christine von Schweden gehört hat, der obere Stock birgt die von Philipp V. und seinen Nachfolgern gesammelten Gemälde, zumeist Werke erster Meister, und die finstern, aber mit prächtigen Fresken geschmückte Kirche besitzt einen berühmten Schatz; den größten Werth haben die spanischen Herrscher jedoch von jeher auf den Garten gelegt, welcher sich südlich vor dem Schlosse ausbreitet, im Geschmack Le Notres mit verschnittenen Riesenhecken und geradlinigen Gängen angelegt ist und in einen wasserreichen Felsenwald ausläuft.

Die schönste Partie ist die Plazuela de las Ocho Calles; jonische Säulen aus weißem Marmor bilden hier ein Achteck und sind durch weite Bogen mit einander verbunden, unter deren jedem eine Fontäne rauscht, während eherne Götterbilder sich von den dunklen Laubwänden abheben; nach acht Seiten hin aber gehen wie Strahlen breite Alleen hinaus, die in ihrer Mitte wieder von schwatzenden Springbrunnen unterbrochen sind. Mit Wasser, welches die vorüberrauschende Eresma in Fülle von den Bergen herabbringt, ist überhaupt ein in Spanien seltener Luxus getrieben; so wirft die Fontäne der Fama auf dem Pegasus ihren Strahl mehr als 130 Fuß empor.

Die Wasser dieser Fama sind einmal die Ursache für einen sehr aufregenden tragikomischen Vorfall gewesen. Zu Anfang des Jahres 1724 hatte Philipp V. in einem Gemisch von schwermüthiger Weltmüthigkeit und religiöser Ueberspanntheit das Land mit seiner Abdankung überrascht, und zwei halbe Kinder, nämlich der siebzehnjährige Luis und seine vierzehnjährige Gemahlin Luisa Elisabeth, einst Mademoiselle de Montpensier, eine Tochter des Regenten von Orleans, hatten den Thron bestiegen.

König Philipp hatte sich nur La Granja und ein Jahrgehalt von 600,000 Dukaten vorbehalten und war mit seiner Gemahlin sofort nach San Ildefonso abgereist. Aber dort hatte er dann, als der erste Reiz der Ruhe und Einsamkeit geschwunden war, eine Art Nebenregierung etablirt, deren Einfluß Don Luis sich nicht ungern gefallen ließ. Im Sommer kam das junge Königspaar sogar nach La Granja zum Besuch.

Ein wolkenloser Julitag ging zu Ende und alle Kreatur athmete auf, als die unbarmherzige Sonne hinter den Bergen versunken war. Die junge Königin lustwandelte im Garten und bewunderte die kunstvollen Wasseranlagen; die krystallhellen Fluthen, welche in den weiten Marmorbecken nur durch die niederfallenden Fontänen bewegt wurden, lockten sie mit Macht an, und als sie bis zur Fama gekommen war, konnte sie nicht mehr widerstehen; sie schürzte plötzlich ihre Robe auf, ließ sich, schnell entschlossen, Schuhe und Strümpfe ausziehen und plätscherte vergnügt bis an die Kniee im Wasser. Die beiden Könige waren von einem Balkon aus Zeugen dieser Scene, und da ihnen das improvisirte Fußbad unter freiem Himmel für eine Königin von Spanien in hohem Grade unanständig und ärgerlich erschien, ertheilte Don Luis ungesäumt den Befehl, die Verbrecherin nach Madrid zurückzubringen; doch wurde ihr strengstens verboten, das Lustschloß Buenretiro, in welchem sie bisher mit ihrem Gemahl zusammen residirt, zu betreten, sie sollte vielmehr im königlichen Palast eingesperrt und scharf bewacht werden. Die Gefangenschaft der Königin dauerte sechs Tage lang, und erst als sie de- und wehmüthig Abbitte geleistet und Besserung angelobt hatte, wurde ihr die Rückkehr nach dem Buenretiro gestattet, aber Don Luis nahm die Gelegenheit wahr, um siebzehn von ihren Kammerfrauen und einige Hofcavaliere wegzujagen, welche einen allzu freien Geist hatten blicken lassen; auch ein italienischer Abbate, der sich durch seine Liebesgedichte empfohlen hatte, wurde verwiesen.

Luise Elisabeth hatte keine guten Zeiten, denn von dem jungen Monarchen, welcher die kindische Unvorsichtigkeit der armen kleinen Königin so streng bestrafte, erfahren wir, daß er sich in Madrid gern das Vergnügen machte, Nachts mit einigen Kameraden durch die Straßen der Hauptstadt zu ziehen, Skandal und Händel anzufangen oder gar über die Mauern in fremde Gärten einzusteigen und Früchte zu stehlen. Er war aber auch ein Kind, wie sie, und die bigotte Erziehung, die er genossen, rächte sich jetzt, er war die Freiheit nicht gewohnt und wußte sie nicht zu gebrauchen.

Es war ein sonderbarer Handel gewesen, den Frankreich und Spanien 1721 mit einander abgeschlossen hatten. Der Regent von Orleans ließ nämlich bei Philipp V. für Ludwig XV. um die Infantin Maria Victoria werben, stellte aber gleichzeitig die Forderung, daß der spanische Thronerbe seine fünfte Tochter, die Mademoiselle de Montpensier, heirathe. Philipp V. und noch mehr seiner überaus ehrgeizigen Gemahlin, Elisabeth Farnese, lag viel daran, den König von Frankreich zum Schwiegersohn zu bekommen, das heißt, ihr Töchterchen so glänzend zu versorgen, sie bissen daher in den sauren Apfel und nahmen die Tochter des verhaßten Regenten mit in Kauf, ja nach dem Sprüchwort: „Ce n'est que le premier pas qui coute", ging Philipp auch noch auf die Verlobung seines dritten Sohnes, Don Carlos, mit einer anderen Tochter des Regenten, Mademoiselle de Beaujolais, ein. Um die Eigenthümlichkeit dieser dreifachen Verlobung ganz zu würdigen, muß man wissen, daß Ludwig XV. zur Zeit 11, seine Braut 3, Don Luis 14, Mademoiselle de Montpensier 12, Don Carlos 5 und Mademoiselle de Beaujolais 6 Jahre alt waren.

Wie unanständig man bei diesem Handel mit einander rechnete und sich gegenseitig betrog, und wie ängstlich der Abbe Dubois, der die ganze Sache eingefädelt hatte, kargte, zeigen des Abbes Briefe an den Prinzen von Rohan, welcher die Prinzessin an die spanische Grenze zu geleiten und dort die Infantin in Empfang zu nehmen hatte. Trotzdem wurde Mademoiselle de Montpensier reich ausgestattet; sie bekam 2 Millionen Francs baar, außerdem Juwelen für eine halbe Million, vierzig Habits von den reichsten Stoffen, die zum Theil mit 500 Francs die Elle bezahlt worden waren, und dergleichen mehr. Ludwig XV., das heißt, für ihn der Regent, fügte noch Juwelen im Werthe von 800,000 Francs hinzu.

Im November wurde der Ehecontract unterzeichnet und zwei Tage später trat die neue Prinzessin von Asturien ihre Reise nach Spanien an; auf der Fasaneninsel wurde sie dann gegen die Infantin ausgetauscht, die in Paris zur Königin von Frankreich erzogen werden sollte. Ludwig XV., dem seine kleine Braut nicht sonderlich gefallen zu haben scheint, begrüßte dieselbe erröthend mit den Worten: „Madame, ich bin entzückt, daß Sie wohlbehalten angekommen sind", und kümmerte sich nach dieser Farce nicht weiter um sie, die Infantin aber wurde über diesen kühlen Empfang durch eine Monstrepuppe getröstet, welche ihr im Namen ihres Bräutigams überreicht wurde und die 20,000 Francs gekostet haben soll.

Mademoiselle de Montpensier wurde inzwischen dem Prinzen von Asturien wirklich angetraut und dann, nachdem man sie mit einem Autodafe, bei dem elf Personen hingerichtet wurden, regalirt hatte, der Königin zur Vollendung ihrer Erziehung übergeben. Autodafes scheinen damals noch die beliebtesten Schauspiele in Spanien gewesen zu sein und die Galaoper unserer Tage vertreten zu haben, denn Lafuente berichtet, daß in den Jahren 1722 bis 1724 noch 42 stattgefunden haben. Und Luise Elisabeth kam aus der freiesten, leichtlebigsten und lüderlichsten Gesellschaft jener Zeit an diesen Hof, an dem düsterer Religionsfanatismus den Grundton bildete und die strenge spanische Etiquette jede freie Bewegung hemmte. Man kann sich daher denken, daß die Spanier sich baß entsetzten über ihre zukünftige Königin, und daß die königlichen Schwiegereltern, welche ihr so wie so schon wenig Wohlwollen entgegenbrachten, über ihr Betragen, welches als launisch, eigensinnig und unanständig bezeichnet wird, nicht sehr erbaut waren. Der französische Gesandte in Madrid drückt sich milde über das arme Kind aus, er sagt: „Sie hat im Palais Royal gar Manches gelernt, was sie im Madrider Königsschloß nicht vergaß", aber Voltaire behauptet in einem an die Präsidentin de Bernieres gerichteten Brief ganz unglaubliche Dinge von ihr. Nun, es gibt kaum eine Familie, in welcher die Frauen einen übleren Ruf gehabt hätten, als die Töchter des Regenten; sie hatten das schlechte, lüderliche Blut des Vaters geerbt und waren mütterlicherseits Enkelinnen Ludwigs XIV. und der schönen Marquise de Montespan, die ja auch kein Tugendspiegel gewesen war. Die Herzogin von Berry, die Herzogin von Modena und bis zu einem gewissen Maße die Aebtissin von Chelles mögen diesen Ruf auch verdient haben, aber die übrigen Schwestern, und besonders Luise Elisabeth, hatten mit darunter zu leiden, denn man darf doch nicht vergessen, daß Letztere wirklich noch ein Kind, nämlich erst 14½ Jahre alt war, als sie ihre Rolle in Spanien schon ausgespielt hatte; Voltaire jedoch und die meisten Anderen konnten nur vom Hörensagen berichten und Hofklatsch, den vielleicht die den Orleans sehr feindlich gesinnte Partei Bourbon ausgestreut hatte, wieder verbreiten.

Im August 1723, als Don Luis 17 Jahre alt wurde, erhielt er seinen eigenen Hofstaat und die Ehe wurde thatsächlich vollzogen, als dann aber nach fünf Monaten Philipps V. Abdankung erfolgte, ist es wohl kein Wunder, wenn die kleine Königin, die bis dahin von allen Seiten beaufsichtigt und eingeschränkt worden war, sich für den bisherigen Zwang zu entschädigen suchte. Man sagte, sie habe auch strafbare Beziehungen zu einem Niederländer angeknüpft, und dieser, ein Marquis d'Aiseaux, sei deshalb heimlich abgeschlachtet worden. Ich will dem gar nicht widersprechen, sondern nur immer wieder an ihr Alter, oder besser an ihre Jugend erinnern, durch welche meiner Ansicht nach die ihr zugeschriebenen Abenteuer doch wenigstens sehr in Frage gestellt werden. Jedenfalls mochte man sie in ihrer neuen Heimath nicht, sie war ja das gerade Gegentheil von alle dem, was die Spanier bisher von ihren Königinnen gewohnt waren — von feierlichem Ernst, von religiösem Fanatismus, von steifer Grandezza keine Spur. Das war wohl auch ihr hauptsächlichster Fehler; sie wird keinen Geschmack an Autodafes gefunden, ihnen die geistreich heiteren, vielleicht etwas schlüpfrigen Schäferspiele von Versailles und Vincennes vorgezogen und vor Allem aus dieser ihrer Neigung oder Abneigung kein Hehl gemacht haben. Bezeichnend für ihre Kinderei ist gerade ihr Fußbad in La Granja, das freilich dem Faß den Boden ausgeschlagen hat.

Die Tragikomödie dieser Königschaft endete übrigens schnell und plötzlich. Don Luis bekam die Kindsblattern und starb am 31. August 1724. Luise Elisabeth war 14½ Jahre alt und Wittwe. Durch die spanische Etiquette wäre sie nun verurtheilt gewesen, in ein Kloster zu gehen und ihren Gemahl bis zu ihrem vierzigsten Jahre zu beweinen, aber da trat ein Ereigniß ein, welches ihr die Freiheit wiedergeben sollte.

König Phillip V. mußte sich entschließen, aus seiner Einsamkeit in's Leben zurückzukehren, er ergriff das Szepter wieder und regierte noch — 22 Jahre lang. Inzwischen hatten sich in Frankreich wichtige Wandlungen vollzogen, der Regent war gestorben, und an seine Stelle war der Herzog von Bourbon als Premierminister getreten. Dieser trug sich mit dem Plane, seine Schwester, Mademoiselle de Vermandois, mit Ludwig XV. zu vermählen, und da war ihm die spanische Verlobung, die jedoch noch nicht proklamirt worden war, im Wege; als nun das spanische Königspaar gar noch seine Maitresse, die Marquise de Prin, beleidigt hatte, kannte er keine Rücksicht mehr, und statt, wie verabredet worden war, die Feier der öffentlichen Verlobung des Königs mit der Infantin anzuordnen, entschied Bourbon plötzlich: „Sie muß schnell zurückgeschickt werden, am besten mit Eilpost", und der König, dem die ganze Angelegenheit höchst gleichgiltig war, gab seine Einwilligung — er war mittlerweile 15 Jahre alt geworden.

Es war nicht das erste Mal, daß Prinzessinnen, die als Kinder verlobt und am Hofe ihrer zukünftigen Schwiegereltern erzogen worden waren, zurückgesandt wurden, so war es bereits Margarethen von Oesterreich, Marien von Ungarn und Katharinen von Burgund ergangen, aber die Rücksichtslosigkeit, mit der Bourbon vorging, hatte ihres Gleichen doch noch nicht in der Geschichte. Es geschah „auf bestimmten Wunsch der Franzosen" mußte der Gesandte Abbe Livry sagen, als er Philipp V. die angenehme Botschaft ausrichtete. Der König war außer sich vor Zorn, die Königin aber riß sogleich das Bild Ludwigs XV., das sie bisher als zärtliche Schwiegermutter im Armbande getragen hatte, heraus, warf es auf den Boden und schrie, daß alle Bourbonen Teufel seien. Es muß eine recht gemüthliche Scene gewesen sein, trotz der spanischen Etiquette. Vergebens warf sich Livry beinahe weinend ihr und dem Könige zu Füßen, man wollte seine Entschuldigungen nicht hören und verabschiedete ihn in beleidigendster Weise.

Dann kam aber die Rache und Philipp war den Franzosen insofern über, als diese ihm nur eine Infantin zurückschicken konnten, während er in der glücklichen Lage war, sich dafür mit zwei französischen Prinzessinnen zu revanchiren, mit der jungen Königin-Wittwe und deren Schwester Beaujolais. Außerdem wurden der französische Gesandte und sämmtliche Consuln ausgewiesen, ja, die Königin, deren Wuth gar keine Grenzen kannte, erreichte es sogar, daß ihr Gemahl die Vertreibung aller Franzosen aus Spanien decretirte. Philipp, der sich nicht so ausschließlich von seinem Zorn beherrschen ließ, erkannte sogleich, daß eine solche Maßregel unabsehbare Folgen für Spanien haben konnte, wagte jedoch nicht, offen gegen seine energische Frau aufzutreten. Er befahl daher seiner Dienerschaft, seine Koffer zu packen und sich zur Abreise bereit zu halten; auf die Frage der verwunderten Königin, was das bedeuten solle, antwortete er: „Ich bin ja auch ein Franzose und muß also dem Ausweisungsdecret Folge leisten." Philipp V. war bekanntlich ein französischer Bourbone, ein Enkel Ludwig XIV. und der Infantin Maria Theresia. Dem guten Witz zu Liebe billigte die Königin in die Zurücknahme des Befehls, doch wurden Truppen an die französische Grenze gesandt.

Wieder wie vier Jahre zuvor, fand der Prinzessinnen-Austausch auf der Fasaneninsel statt. Die Infantin kehrte nach Madrid zurück, wurde jedoch bald darauf mit dem portugiesischen Thronfolger verlobt und nach Lissabon gebracht. Die Portugiesen haben sie auch behalten, und sie ist ihre Königin geworden.

Während Luisa Elisabeth über die unverhoffte Wendung der Dinge hoch erfreut war, soll ihre kleine Schwester Beaujolais untröstlich gewesen sein, daß man sie weder von ihrem Bräutigam, mit dem sie zusammen erzogen worden war, noch von ihren Schwiegereltern in spe hatte Abschied nehmen lassen, und auch Don Carlos, erzählt man, sei sehr ergriffen von der Auflösung seiner Verlobung gewesen. Später entwickelte sich sogar noch ein veritabler Roman indem Mademoiselle de Beaujolais, welche die Hoffnung, den ehemaligen Spielkameraden doch noch zum Gatten zu bekommen, auch als erwachsenes Mädchen nicht aufgeben wollte, einen geheimen Briefwechsel mit dem Infanten begann, aber der Tod trat trennend zwischen die Beiden, die sich vielleicht wirklich geliebt haben, sie starb mit zwanzig Jahren, wie so viele in jener Zeit, an den Kindsblattern.

Luisa Elisabeth wurde bei ihrer Heimkehr aus Spanien mit königlichen Ehren in dem zu diesem Zwecke hergerichteten Schlosse Vincennes empfangen und bewohnte später im Palais Luxembourg dieselben Gemächer, die ihre Schwester Berry bis zu ihrem frühen Tode innegehabt hatte. In den ersten Jahren war ihr Hofstaat zahlreich und sehr glänzend, und sie lebte „ganz im Dienste der Eitelkeit", wie einer ihrer Biographen sich sehr zart ausdrückt, mit der Zeit nahm ihr Gemüth aber eine andere Richtung. Sie beschränkte ihre Hofhaltung und versank nach und nach in alle die Andachtungsübungen, die von einer Königin von Spanien, will sie anders ihren Ruf bewahren, gefordert werden. Sie besuchte fleißig die Kirchen und führte eine eingezogene und sehr strenge Lebensart. In der letzten Fastenzeit, die sie durchmachte, bestand ihre Nahrung lediglich in Hülsenfrüchten, und Wasser war ihr einziges Getränke, während sie gleichzeitig ihre Andachtungsübungen verdoppelte. Dieses Kasteien paßt jedoch nicht für ihre zarte Constitution, sie siechte seitdem langsam dahin und starb am 16. Juni 1742 im Alter von 33 Jahren.

Sie wurde in der Pfarrkirche zu St. Sulpice beigesetzt, ihr Herz aber sandte Ludwig XV. durch einen Curier nach Spanien.

Ein gräflicher Schwindler.

Zur Verhaftung des Reichsgrafen Franz Sickingen wird in Ergänzung unserer Meldung von Wiener Blättern noch ausführlich berichtet: Anlaß zu dieser Verhaftung boten die Ergebnisse eines Civilprocesses, der seitens einer Beamtenwittwe gegen den Grafen Sickingen angestrengt worden war. Das erste Geldgeschäft, welches zwischen dem Grafen Sickingen und der Darlehensgeberin abgeschlossen wurde, belief sich auf 3000 fl. und für diese Summe gab der Graf der Frau als Deckung einige Bilder, Bronzen und Antiquitäten. Im späteren Verlaufe der Angelegenheit erschien Graf Franz Sickingen noch zu wiederholten Malen mit der Bitte um weitere Darlehen. Er hatte allerdings keine Bilder und keine Antiquitäten mehr, um sie zu verpfänden, aber er fand ein anderes Auskunftsmittel, welches sich in der That weit wirkungsvoller erwies, als alle Pfandobjekte.

Er machte der Frau unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit die Mittheilung, daß er in kürzester Zeit zum Fürsten von Bulgarien erwählt werden würde, daß er diesbezüglich mit einflußreichen Personen in Unterhandlung stehe und daß seine Erhebung zum Fürsten schon aus dem Grunde eine gesicherte sei, weil Rußland ihn unterstütze.... An der Glaubwürdigkeit dieser Behauptungen konnte die Frau, welche sich sonst mit Politik nicht zu befassen pflegt, nicht zweifeln; es imponirte ihr nicht nur die Persönlichkeit des Grafen; dieser las laut Briefe und Telegramme vor, welche sich auf seine Ernennung zum Fürsten von Bulgarien bezogen und alle etwaigen Bedenken zerstreuen mußten. Im Ganzen schwindelte Graf Sickingen der Wittwe 16,500 Gulden ab. Als der Zahlungstermin heranrückte, war der Graf außer Stande, die Wechsel einzulösen; er war aber auch noch nicht Fürst von Bulgarien geworden und in Folge der Zähigkeit, mit welcher Fürst Ferdinand von Coburg auf dem bulgarischen Throne ausharrt, sah sich die Gläubigerin veranlaßt, in eine Prolongation der Wechsel zu willigen. Sie hoffte doch noch immer, daß der Graf auf den bulgarischen Thron kommen und nicht nur sie fürstlich entlohnen, sondern auch ihre beiden Töchter, von denen die eine Schauspielerin, die andere Klaviervirtuosin ist, in ihrer Carriere thatkräftigst unterstützen werde. Da alle Bemühungen, eine Zahlung zu bewirken, erfolglos blieben, wurde endlich die Strafanzeige erstattet und der zukünftige Fürst von Bulgarien verhaftet.

Graf Franz Sickingen, der im 55. Lebensjahre steht, ist in dem Gotha'schen Taschenbuch der gräflichen Häuser als Erbherr der Herrschaft Odran in Oesterreichisch-Schlesien, Ritter des bayerischen Georgs-Ordens, k. k. Kämmerer und Major a. D. bezeichnet. Er stammt in directer Linie von dem Vorkämpfer der deutschen Reformation, dem tapferen Feldhauptmann des oberrheinischen Adelsbundes, Ritter Franz von Sickingen ab. Dessen Sohn wurde von Kaiser Maximilian II. in den Reichsfreiherrnstand und dessen Nachkommenschaft 1773 von Kaiser Joseph II. in den Reichsgrafenstand erhoben. Das Geschlecht, das dem oberrheinischen Uradel angehörte, theilte sich in mehrere Linien, von denen sich nur noch die österreichische katholische Linie Sickingen Hohenburg, welcher der verhaftete Graf Franz Sickingen angehört, erhalten hat.

Thatsache ist, daß sich Franz Sickingen schon seit längerer Zeit in den drückendsten Geldverlegenheiten befand. Die früher der Familie gehörige Herrschaft Odran in Oesterreichisch-Schlesien ist von der Central-Bodenkredit-Anstalt als Pfandgläubigerin gekauft worden. Ein Schloß bei Ischl, das als letzter Familienbesitz geblieben war und das — wie es heißt — vor einigen Jahren der Hof erwerben wollte, mußte in der letzten Zeit auch verkauft werden. Die Mutter des Grafen, Gräfin Evelina Sickingen, geborene Gräfin Schablendorf, Sternkreuz-Ordensdame — eine Greisin von 31 Jahren — hat ihr ganzes Vermögen für ihren Sohn geopfert und lebt gegenwärtig in sehr beschränkten Verhältnissen in einem Wiener Vororte.

— **Neue Uebung.** Zu den Bestimmungen des neuen Exercier-Reglements gehört auch die, daß selbst während der Commandostellung nach dem Commando „Ruht!" kein Mann sprechen darf. Bei einer Compagnie wollt's nun gar nicht gehen. Der Lieutenant, erbost, führt die Soldaten nach Schluß der Beschäftigung nochmals auf den Uebungsplatz, um sie im — Schweigen zu üben. Stumm steht die Abtheilung. Der Herr Lieutenant ruft nun Einzelne vor die Front, die auf sein Geheiß allerlei Faxen machen, um die Leute zum Lachen und zu Bemerkungen zu verleiten. Der Herr General geht vorüber und sieht der Gesellschaft die längste Zeit verwundert zu. Endlich ruft er: „Ja, Herr Lieutenant, was üben Sie denn da?" — „'s Maul halten, Herr General!"

— **Logisch.** Herr (im Weggehen): Hör' mal, Johann, weil heut Sonntag ist, darfst Du auch eine Cigarre aus meiner Kiste nehmen. Du weißt ja, wo sie steht! (Ab). — Johann (nachdenkend): *Eine* Cigarre zu nehmen, hat mir der Herr erlaubt! *Eine* Cigarre nehme ich mir ja täglich so wie so, *eine* hat er mir besonders gestattet, also nehme ich mir heut im Ganzen — drei!

— **Aus ferner Zukunft.** A. Das Project einer Berliner Weltausstellung scheint wieder gänzlich eingeschlafen zu sein. B. Im Gegentheil; man weiß sogar schon genau, auf welchem Terrain die Ausstellung gebaut werden wird. A. So? Wo soll sie denn stehen? B. In weitem Felde!

Tolstojs Seelenheilmittel.

Vom Grafen Leo Tolstoj ist in London ein neuer Roman erschienen, welcher den Titel führt: „Arbeitet, so lange ihr das Licht besitzet!" Die Handlung vollzieht sich in Tarsus, der Hauptstadt Ciliciens, zur Zeit der ersten Christen. Unter der Regierung Trajans lebte daselbst ein Juwelenhändler, Namens Juvenal, der aus den untersten Volksklassen hervorgegangen war und sich zu großem Reichthum emporgeschwungen hatte. Er glaubte weder an die Götter noch an die Göttlichkeit der Cäsaren, erwies aber beiden um des lieben Friedens willen Verehrung und führte als braver Philister ein leidlich glückliches Dasein. Juvenals Sohn Julius war schon seiner geartet als der Vater. Als er im Alter von zwanzig Jahren die Schule verließ, begegnete er einem jungen Christen, Namens Pamphilius, den er über das Leben ausfragte, welches die Christen Gemeinden in den vor der Stadt gegründeten ländlichen Niederlassungen führten. Er ist entzückt von dem einfachen Bilde, welches Pamphilius ihm entwirft und verspricht, bald eine der friedlichen Christengemeiden aufzusuchen.

Bald aber hat Julius unter jungen Lebemännern und Dirnen sein Versprechen vergessen; er trinkt, spielt, hält sich Rennpferde und Maitressen, kurz, lebt wie die jugendlichen Verschwender aller Zeiten und Völker zu leben pflegen, und als der Vater Juwelier endlich die erschöpfte Kasse vor den Ansprüchen des Sohnes verschließt, bedroht die er den Alten mit Schlägen. Auf dies wüste Treiben folgt für Julius eine Zeit des moralischen Katzenjammers und er will die Christen aufsuchen. Auf dem Wege dahin aber begegnet er einem weisen Arzt, der ihm sagt: „Bei den Christen, wie anderswo, wirst Du unglücklich sein, denn das Uebel liegt nicht außer, sondern in Dir. Kehre in die Stadt zurück, heirathe und werde ein guter Bürger."

Julius folgt dem Arzt und heirathet eine schöne junge Erbin. Nun sind alle Bedingungen zum Glück erfüllt, aber — er wird nicht glücklich. Da begegnet ihm wieder Pamphilius in Gesellschaft eines wunderschönen Mädchens. Julius klagt dem Freunde, daß er zwar seine Frau liebe, daß diese aber ihm gleichwohl anfange, zur Bürde zu werden. Der junge Christ antwortet, in ihren Gemeinden werde die Ehe niemals zur Last. Die Christen liebten sich und erzeugten Kinder, aber sie lebten still und leidenschaftslos neben einander wie Brüder und Schwestern.

„Sieh dies junge Mädchen an meiner Seite," sagte Pamphilius, „vielleicht einer meiner Freunde, denn sie liebt uns alle in gleicher Weise, aber mag sie meine Frau oder die meines Freundes werden, nie will ich aufhören, sie wie eine Schwester zu lieben."

Julius schwimmt im Strudel der Gesellschaft weiter. Die Jahre vergehen und es kommen Enttäuschungen. Eine Maitresse wird ihm untreu, ein erwünschtes Amt entgeht ihm, kurz, er wird zur Philosophie gedrängt und beschließt mit seiner Frau, christlich zu werden. Der kluge Arzt aber widerräth und sagt: Euer Unglück kommt daher, weil Ihr im reifen Alter nicht von den Leidenschaften der Jugend loskommt. Aendert Euer Leben, anstatt Euch unter Verrückten zu begraben.

Diesen Rath befolgend, fröhnt Julius dem Ehrgeiz, vermehrt sein Vermögen. Seine Söhne aber leben toller und ausschweifender, als er je gelebt, und als er ihnen die Mittel zu ihren Ausschweifungen versagt, mißhandeln sie ihn weit schlimmer, als er in solchen Fällen seinen Vater mißhandelt hatte. Im Greisenalter steht er verwittwet, verarmt und verlassen in der Welt und entschließt sich endlich, zu den Christen zu gehen. Dort arbeitet er im Weinberge, aber er hat zu spät begonnen, ermüdet leicht und verliert den Muth. Da tröstet ihn der Vorsteher der Gemeinde: „Arbeite, wo Du Arbeit findest, mein Bruder. Im Grunde kommt nicht das Resultat der Arbeit so sehr in Betracht, als die Befriedigung, welche uns dieselbe gewährt.

Damit schließt der Roman ab, dessen Moral im Titel liegt: „Arbeitet, so lange Ihr das Licht besitzet!" Tolstoj widerstreitet also der weisen Lehre: „Freut Euch des Lebens, so lange noch das Lämpchen glüht." Da der russische Moralphilosoph die Bildersprache liebt, so hat wohl die Arbeit des greisen Julius im christlichen Weinberg eine religiöse Bedeutung. Arbeitet mit dem Volke und sucht dessen Blicke auf den Himmel zu lenken, das ist der Wahlspruch Tolstoj's, seitdem er auf seiner Lebensfahrt an das Ufer — d. h. zu Gott gelangt ist. Wer „Meine Beichte" von Tolstoj gelesen hat, dem wird die Aehnlichkeit der seelischen Wandlungen zwischen dem Verfasser und seinem Helden auffallen. Unter der Toga erkennen wir die Gestalt des Patriarchen von Jasnaja Polana. Wie Tolstoj in seiner Beichte den eigenen Läuterungsproceß schildert, so wird im Roman der des Julius dargestellt. Tolstoj beichtet die Verirrungen seines Lebens in ziemlich summarischer Weise. Von seiner Jugend sagte er:

„Ohne Entsetzen, Ekel und Herzweh vermag ich nicht an diese Jahre zurückzudenken. Ich tödtete Menschen im Kriege, ich forderte zum Duell, um zu tödten; ich verspielte in Karten, vergeudete, was die Bauern mühsam erarbeitet hatten; ich mißhandelte dieselben, ich buhlte, ich betrog. Lüge, Diebstahl, Buhlerei aller Art, Völlerei, Vergewaltigung, Todtschlag.......Es gab kein Verbrechen, das ich nicht begangen hatte, und für das alles lobte man mich, meines Gleichen hielten und halten mich noch für einen relativ sittlichen Menschen. So habe ich zehn Jahre lang gelebt.

Zur selben Zeit begann ich zu schreiben — aus Eitelkeit, Eigennutz und Hochmuth. In meinen Schriften that ich dasselbe, was ich im Leben that. Um Ruhm und Geld zu erlangen, um derentwillen ich schrieb, mußte ich das Gute verheimlichen und das Schlechte schildern. So habe ich es denn auch gethan.

Wie oft habe ich es listig auskünsteln müssen, in meinen Schriften unter dem Mantel von Gleichgiltigkeit und gar leichtem Spotte jene meine Bestrebungen zum Guten zu verheimlichen, die den Sinn meines Lebens ausmachten. Und ich habe es erreicht; man lobte mich."

Später wurde Tolstoj Gatte und Vater; er verbesserte seine materielle Lage, wurde reich und berühmt, trotzdem aber war er nicht glücklich. Vor zehn Jahren aber begann etwas Sonderbares mit ihm vorzugehen. Er hatte das Gefühl, als stehe sein Leben still. Eine große Mißstimmung überfiel ihn und die Fragen beschäftigten und bedrückten ihn: Wozu? Und was dann? Es erging ihm, wie dem Derwisch in der Fabel, der über dem Abgrund an einem Strauche hing, dessen Wurzeln von einem Mäuschen benagt wurden. Er sah schaudernd sein Leben verrinnen und unter ihm gähnte der Abgrund Tod. Die Frage: Was dann? trieb ihn im Alter von fünfzig Jahren fast zum Selbstmord. Nach langem Seelenkampfe landete er am Ufer — dies Ufer war Gott. Zuerst war er orthodox, denn er sagte sich: Das gesammte Volk besitzt die Erkenntniß der Wahrheit, das unterliegt keinem Zweifel, denn sonst würde es nicht leben. Später zweifelte er, ob die Kirche, der er sich angeschlossen, die ganze Wahrheit besitze. Um das Falsche vom Wahren unterscheiden zu können, wandte er sich dem Studium der Theologie zu. Die Offenbarung, zu der Tolstoj bei seiner Forschung gelangt ist, legte er am Schluß der „Beichte" in einem etwas langen Traum nieder, den wir kurz zusammenfassen wollen. Tolstoj träumte, er ruhe nicht auf den Polstern, sondern auf den Tragbändern seines Bettes und seine Beine lägen sehr unbequem. Er fürchtete fallen zu müssen und sah mit Grausen unter sich einen Abgrund, über sich die Unendlichkeit. Es heißt dann in der Beichte wörtlich weiter: „Ich frage mich, wie ich mich halte, ich taste, ich schaue mich um und sehe, daß unter mir, unter der Mitte meines Körpers ein Tragband sich befindet und daß, wenn ich nach oben schaue, ich auf demselben liege, in seinem sichern Gleichgewicht, daß dieses allein es war, das mich früher festgehalten hatte. Dabei aber, wie es im Traume zu gehen pflegt, stellt sich mir jener Mechanismus vor, mittelst dessen ich mich in sehr natürlicher Weise halte, trotzdem in Wirklichkeit dieser Mechanismus keinen Sinn hat. Im Traume staune ich sogar darüber, daß ich es nicht schon früher begriffen habe: es zeigt sich, daß an meinem Kopfende eine Säule steht, und daß die Festigkeit dieser Säule keinem Zweifel unterliegt, trotzdem diese Säule keinen Halt hat. Von der Säule aus zieht sich eine Schlinge, so sonderbar, so geschickt und zugleich so einfach hin, und wenn man auf dieser Schlinge mit der Mitte des Körpers liegt und nach oben schaut, so kann das Herunterfallen gar nich einmal in Frage kommen. Alles dies war mir klar und ich freute mich und wurde ruhig. Und es war mir, als ob Jemand mir zuriefe: „Sieh also, behalte es," und ich — wachte auf."

Wer sich auf Traumdeuterei versteht, wird nun ganz genau wissen, welches Seelenheilmittel Graf Tolstoij durch unablässiges Forschen gefunden hat — ich weiß es nicht. Die Männer der positiven Wissenschaft pflegen, sobald sie etwas gefunden haben, was der Menschheit nützen kann, ihre Entdeckung in klaren, verständigen Worten zu verkünden; Tolstoj aber hüllt die seinige in ein mystisches Dunkel. Der Läuterungsproceß seines Julius bringt uns nun auf dem Wege der Erkenntniß schon um einige Schritte weiter. Liebe ohne sinnliche Leidenschaft, arbeite, so lange Du das Licht besitzest, — das sind die neuesten Rathschläge des russischen Moralphilosophen. Das Leben der ersten Christengemeinden erscheint ihm als das zu erstrebende Ideal. Dies ist aber in der modernen Welt vollkommen verwirklicht worden durch die Perfectionisten, eine Communisten-Gemeinde zu Oneida im Staate New York.

Vierzig Jahre bevor Tolstoj in seinen Büchern die Forderung aufstellte, der Verkehr der Geschlechter dürfe nicht über die Bruderliebe hinausgehen, man solle Kinder zeugen ohne sinnliche Leidenschaft, solle lieben ohne Eifersucht, hatte ein amerikanischer Theologe, Namens Humphrey Noyes, der Begründer der Perfectionisten-Gemeinde, bereits die Complexehe factisch eingeführt. In Oneida brachten, wie nach der Erzählung des Pamphilius die Christengemeinden bei Tarsus, alle Schwestern allen Brüdern die gleiche Neigung entgegen, und die Aeltesten bestimmten, welche Paare für die Fortpflanzung der Gemeinde Sorge zu tragen hatten. Eifersucht wurde als Ausfluß schnöder Selbstsucht mit allen Mitteln bekämpft. Noyes war der Erste, der sein Weib und seine Töchter in die Masse warf. In Oneida gehören die Kinder, wie jeder andere Besitz, der Gemeinde.

Noyes nahm nicht den geringsten Vorzug für sich oder seine Kinder in Anspruch; er arbeitete bald als Hufschmied, bald als Mäher, bald als Drescher, bald als Korbflechter, bald als Buchhalter; er wohnte wie jeder andere Bruder, aß wie er und beanspruchte von seiner Gattin und seinen Kindern keine andere Zärtlichkeit als die, welche sie jedem Mitglied der Gemeinde erwiesen. Der amerikanische Gesellschaftsreformator ging somit behufs Verbreitung der Nächstenliebe, radikaler vor als der russische. Dieser behält sein Schloß, seine weiten Ländereien, seine Frau und seine Kinder, sein Geld und seine Viehherden für sich. Er gefällt sich in der Rolle des armen Christen, theilt aber mit den Brüdern in der Dorfgemeinde nur das Taschengeld, welches ihm seine kluge und vorsorgliche Gattin für christliche Reformzwecke mitgibt. Die guten Lehren, mit denen Tolstoi schon freigebiger ist, fallen bei seiner eigenen Familie auf unfruchtbaren Boden, denn seine Gemahlin, seine Töchter und Söhne genießen im gräflichen Schloß bei Tula und in Petersburg die reichen Einkünfte der Familiengüter und die Vorrechte ihres Standes. Wie Tolstojs Söhne, so werden sich alle Juliuse der Gegenwart sagen: Erst wollen wir unsere Jugend genießen, verspüren wir dann gleich dem Propheten von Tula im Alter eines Stillstands des Lebens, so ist ja noch immer Zeit, im christlichen Weinberg zu arbeiten. Unser Wahlspruch sei: Freut Euch des Lebens! Mögen die Alten sich zu Tolstojs Seelenheilmittel bekehren, sobald sie sich krank, schwach und verlassen fühlen!

Das vierblätterige Kleeblatt.

Eine abergläubische Geschichte.

Wenn man in heutiger aufgeklärter Zeit von einem vierblätterigen Kleeblatt erzählt, so ist damit meistens eine Skatgesellschaft, ein Kegelclub, ein Singquartett oder sonst eine gebildete Sache gemeint, denn der Aberglaube soll ja ziemlich aus der Welt geschafft sein, wie man sagt, und ich bin gewiß der Letzte, welcher ihm das Wort reden möchte. Ich mische mich überhaupt nicht in Glaubensangelegenheiten.

In diesem Fall kann ich aber doch nicht umhin, mal wieder auf den alten guten Aberglauben zurückzukommen, denn es handelt sich um eine Sache, die mir selbst passirt ist und bei der nicht etwa vier gute Freunde eine Rolle spielten, sondern ein wirkliches, echtes vierblätteriges Kleeblatt.

Es war natürlicherweise im Sommer. Wir Beide gingen durch das Korn, der eine hinten, der andere vorn.

Da plötzlich bückte sie sich und rief mit helljauchzender Lust: O sieh mal, Heißgeliebter (es war wirklich sehr warm an diesem Tage), sieh mal, ein wirklich echtes ausgewachsenes vierblättriges Kleeblatt! Jetzt hat aller Kummer und alles Weh (damit meinte sie unseren permanenten, chronischen, bisher durch keinerlei Mittel zu unterdrückenden — Dalles!), also — aller Kummer und alles Weh hat jetzt ein Ende, denn ich habe ein richtiges Vierblatt gefunden und — morgen setzen wir in die Lotterie!" „Na na," sagte ich, „morgen schon? Du weißt, übermorgen ist erst der Zahltag beim Verleger!" „Nun, dann übermorgen meinetwegen," war ihre freundliche Entgegnung, „in der Sache bleibt sich das ja ganz egal!" „Da hast Du Recht! Das thut es auch!" — — — Und sie steckte mir das Vierblatt in mein geräumiges Portemonnaie, kehrte den letzten darin befindlichen Thaler schnell noch mal um (ein sehr gutes Mittel!), sputte noch ein ganz klein Bischen darauf (ein äußerst probates Mittel) und wir gingen seelenvergnügt weiter durch Flur und Hain, freuten uns, daß die kleinen Vöglein uns ein lautes Loblied sangen und berathschlagten gemeinschaftlich, wohin wir unsere demnächstige große Reise für das viele Geld machen wollten, wobei wir in arge Differenzen geriethen, indem sie absolut nach Aegypten wollte, während ich den Nordpol vorzog. Na, darüber würde sich ja später eventuell noch reden lassen — — — —

Am zweiten darauf folgenden Tage erhielt ich vom Verleger 60 Mark (schreibe: sechzig Mark) und frohen Sinns ging ich zu meinen Cigarrenfritzen und kaufte mir ein recht schönes Lotterieloos, das in der nächsten Woche bereits herauskommen mußte! — — Als ich Abends spät nach Hause kam, war mein Portemonnaie verloren! Donnerhagel! Zum letzten Vorortzuge auf dem Potsdamer Bahnhof hatte ich es doch noch in der Hand gehabt, um mir ein Billet für 10 Pfennig zu kaufen! und jetzt war es weg, rein weg, verschwunden mitsammt dem schönen Gelde, dem schönen Lotterieloos und dem schönen vierblättrigen Kleeblatt! Das konnte unmöglich mit richtigen Dingen zugehen! Solch Kleeblatt sollte das Glück bringen und kein Malheur, ganz abgesehen davon, daß ich ja nach dem Nordpol reisen wollte und nicht blos auf dem Südring! — — Aber das Portemonnaie kam nicht wieder! — In meiner Verzweiflung fragte ich meinen Freund Ludwig um Rath, einen ungewöhnlich gebildeten Menschen, der auch mit Aberglauben und so etwas gut Bescheid wußte. Derselbe dachte einen Moment sinnend nach: „Ja, meinte er dann, weißt Du, die Sache hat ihre Richtigkeit. Das Kleeblatt hat wirklich Geld gebracht, wenn auch nicht gerade Dir, so doch demjenigen, der das Portemonnaie gefunden hat!!"

— **Gute Ausrede.** Herr (zum Heirathsvermittler): „Bei Ihnen bin ich schön 'reingefallen. Ihre Partie habe ich geheirathet, aber meine reiche Frau gibt mir nichts von ihrem Reichthum!" — Heirathsvermittler: „Nun, können Sie sich etwas Besseres wünschen? Eine reiche Frau haben Sie aber eine gescheidte noch dazu!"

— **Gegenleistung.** Der kleine Pepi (zu seiner Schwester): „Du, Emma, gib mir ein bischen von Deinem Kuchen! Ich werde dann unser Klavier so ruiniren, daß Du 'n paar Wochen lang keine Klavierstunden mehr zu nehmen brauchst!"

— **Gegenseitige Rücksicht.** Frau (Morgens 2 Uhr): „Jetzt hab' ich drei Stunden gewartet, daß Du heimkommst!" — Mann: „Und ich im Wirthshaus drei Stunden, daß Du einschlafen sollst!"

— **Die Schriftsteller** sind am gedrücktesten, wenn sie —— ungedruckt bleiben.